

Gleichgewichtsübungen

Das Zweite Vatikanum hat Zukunft und ist Geschichte Teil 1

■ MATTHIAS OPIS



Matthias Opis,
Studium der Geschichte,
Kunstgeschichte und Ger-
manistik in Frankfurt/M.,
Wien und München.
Wissenschaftlicher
Mitarbeiter der Styria
Media Group AG, Graz.

In einem Vortrag vier Tage nach Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils 1965 sprach Karl Rahner den legendären und seither oft zitierten Satz: „Freilich wird es lange dauern, bis die Kirche, der ein II. Vatikanisches Konzil von Gott geschenkt wurde, die Kirche des II. Vatikanischen Konzils sein wird.“ Das war eine ebenso hellsichtige wie nüchterne Prognose des großen Theologen aus der intimen Kenntnis der Vorgänge in Rom. Noch heute, ein halbes Jahrhundert später, verhindert die unvollendete Wirkungsgeschichte des Konzils, dass es als historisches Ereignis gesehen und eingeordnet werden kann. Das hängt primär damit zusammen, dass diese Kirchenversammlung in Wahrnehmung und Deutung im Widerstreit einer Theologie der Gefühle steht. Die Konzilshermeneutik folgt weniger einer wissenschaftlichen als einer kirchenpolitischen Logik.

Über „Geschichte, die noch qualmt“ (Barbara Tuchman) lässt sich trefflich streiten, da der Rauch, sei er nun schwarz oder weiß, in den Augen brennt und den Blick trübt. Das hat zwangsläufig auch Unschärfen in der Argumentation zur Folge. Hier gerät der zweite Aspekt der Rahner'schen Aussage in den Blick. Während ich als gläubiger Christ die Einschätzung teilen kann, dass der katholischen Kirche das Zweite Vatikanum „von Gott geschenkt“ wurde, stelle ich als Historiker fest, dass dieses Ereignis nicht vom Himmel oder aus der Zeit gefallen ist. Vieles, was das Konzil ausmachte, ist nur im Kontext verständlich – und damit längst historisch geworden. Ein kurzer Seitenblick auf andere Ereignisse des Jahres 1962 mag dies illustrieren: im Juli erklärte Algerien seine Unabhängigkeit von Frankreich, am 1. Oktober inskribierte James Meredith als erster afro-amerikanischer Student unter Polizeischutz an der

Universität von Mississippi. In Deutschland erschütterte die „Spiegel-Affäre“ die Innenpolitik und läutete das Ende der Ära Adenauer ein, die Kuba-Krise brachte die Welt an den Rand des Atomkriegs.

Kampf um die Deutungshoheit

Es gehört zu den speziellen Aporien der Konzilsrezeption, dass das Zweite Vatikanum von den einen als uneingelöstes Versprechen, von den anderen als unnötiges Versehen beurteilt wird. Schon vor, noch während und erst recht nach dem Konzil gab es vielfältige Versuche, diese Kirchenversammlung als einen großen Irrtum zu disqualifizieren. Während es manchen nicht schnell genug gehen konnte, hinter dem „Aggiornamento“ die römischen Fensterläden wieder zu schließen und das historische Inventar der Kirche – wie nach einem kurzen Sommer – unter weißen Laken staub- und reformfrei abzudecken, versuchten andere Gruppen den „Geist des Konzils“ mit allen Mitteln an Apparaturen der Anpassung anzuschließen, ungeachtet der Tatsache, dass sich andere Glieder der Kirche, oft mit guten Gründen, dagegen sträubten. Die Auseinandersetzungen um die Deutungshoheit über das Konzil lösten sich bald vom Gegenstand ab und erstarrten in einer Pattstellung, in der es heute kaum mehr Bewegung gibt.

Viele der unter 50-jährigen können die Emotionen, die die Erinnerung an das Zweite Vatikanum bei den Älteren auslöst, kaum mehr nachvollziehen. Euphorie und Ernüchterung der Konzils- und Nachkonzilsjahre sind nur bedingt vermittelbar, wenn die persönliche Erfahrung fehlt und ein fundiertes Wissen nicht mehr selbstverständlich vorausgesetzt werden kann. Um die epochale Bedeutung des Zweiten

Vatikanums, die ja nicht nur innerkirchlich, sondern zweifelsohne auch gesamtgesellschaftlich gegeben war, verstehen zu können, muss man es als Ereignis und Prozess zuallererst in die Zeitläufte des 20. Jahrhunderts einordnen. Viel zu oft beginnt die neue kirchliche Zeitrechnung mit dem Jahr 1962, während alles frühere als „vorkonziliar“ abgewertet und vorschnell im Depot der Kirchengeschichte entsorgt wird.

Walter Dirks (1901–1991), langjährige Leitfigur des deutschen Linkskatholizismus, hat in einem Artikel anlässlich des 20. Jahrestages der Konzileröffnung im Oktober 1982 geschrieben: „Das Konzil war nicht ‚originell‘; es hat eingeholt, was als Bewusstsein vieler einzelner, ganzer Fakultäten und vieler Gemeinschaften in der Kirche bereits lebendig war. [...] In die Scheune gebracht werden kann nur die Frucht, die auf breiter Flur gewachsen ist.“ Und Dirks hat in diesem Zusammenhang noch auf einen zweiten Punkt hingewiesen, der hier von besonderem Interesse ist. Mit Blick auf den Konzilspapst Johannes XXIII. führte er aus: „Er hat das sich statisch verstehende System Kirche aufgebrochen und sie geschichtlich gesehen, unterwegs. Er wusste, dass das Amt für die Christen da ist und die ganze Kirche für die Menschheit, und er wusste, dass diese Menschheit unterwegs ist, eine Geschichte hat; ihr sich zu stellen war er bereit, nicht durch ein kasuistisch bestimmtes Urteil, sondern real und unmittelbar.“

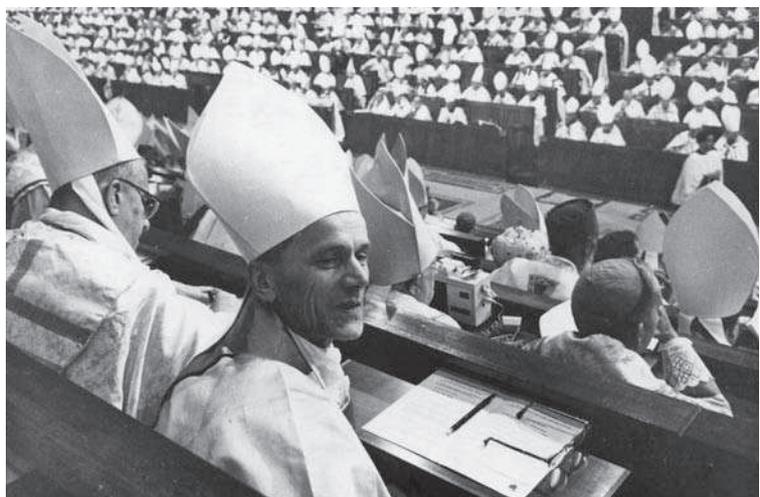
Das steirische Beispiel

Zwar kann das Konzil als Ereignis inzwischen als sehr gut erforscht gelten, für die vielfältige, unmittelbare Vor- und Nachgeschichte in etlichen Ländern und Regionen ist das jedoch (noch) nicht der Fall. Am Beispiel der Steiermark sollen hier kurz „Erfahrungsraum und Erwartungshorizont“ (Reinhart Koselleck) der Konzilszeit skizziert werden. Die am 25. Jänner 1959 erfolgte Ankündigung „eines Ökumenischen Konzils für die Gesamtkirche“ löste weltweit großes Echo aus. Auch die steirischen Tageszeitungen berichteten darüber. Das Strohfeuer des medialen Interesses brannte allerdings schnell herunter, was primär durch die lange Dauer

und den eigentümlichen Charakter der formellen Vorbereitung auf das Konzil verursacht wurde, die sich an der römischen Kurie konzentrierte und praktisch unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand. Die Aufmerksamkeit des steirischen Kirchenvolkes galt bald wieder anderen Großereignissen im In- und Ausland wie der Diözesansynode 1960 („Der Laie in der Kirche“), dem 37. Eucharistischen Weltkongress in München im August desselben Jahres sowie dem Österreichischen Katholikentag, der im Juni 1962 in Salzburg in Form eines Delegiertentages abgehalten wurde.

Von den Reaktionen, die im Anschluss an die Konzilsankündigung erfolgten, ist hier eine Stellungnahme erwähnenswert, die der steirische Diözesanbischof Josef Schoiswohl auf Einladung der im Juni 1959 gebildeten „Commissio antepreparatoria“ erarbeitete und nach Rom sandte. Gleich an mehreren Stellen in diesem Dokument plädierte Schoiswohl für eine größere Autonomie der Ortskirche und „eine Auflockerung des bereits allzu intensiven römischen Zentralismus“. Das Subsidiaritätsprinzip könne etwa durch die uneingeschränkte Ausübung der bischöflichen Jurisdiktions- und Administrativgewalt sowie die stärkere Initiative der Ordinarien bzw. der nationalen Bischofskonferenzen bei der Erstellung zeitgemäßer Pastoralenkonzepte verwirklicht werden.

■ Viel zu oft beginnt die neue kirchliche Zeitrechnung mit dem Jahr 1962, während alles frühere als „vorkonziliar“ abgewertet und vorschnell im Depot der Kirchengeschichte entsorgt wird.



Der steirische Diözesanbischof Josef Schoiswohl (1901–1954–1968–1991) in der Konzilsaula (Foto: Sonntagsblatt für Steiermark)

■ **Der Abschied vom katholischen Milieu hatte schon lange vor dem Konzil begonnen und darf diesem deshalb nicht einfach auf die Rechnung gesetzt werden.**

Als charakteristisch für die geistige Situation in seiner Diözese bezeichnete Schoiswohl „die verheerende Zunahme des Indifferentismus“. Dieses Phänomen erfordere ein Umdenken, vor allem aber ein glaubwürdiges Handeln der Christen. Zu lange habe man sich darauf verlassen, dass die bloße Kenntnis der kirchlichen Lehre genüge, um gute und gläubige Christen hervorzubringen. Zwar dürfe die Lehre der Kirche nicht gering geschätzt werden, aber sie müsse sich der Sprache der Zeit bedienen: „In der Sprache der Zeit reden heißt ja: genau um den Bereich wissen, in dem die Menschen wirken, und von dort her mit ihnen auf alles eingehen, was sie tatsächlich umgibt und bewegt.“ Dies gelte auch für die Verkündigung des Glaubens, die vielfach deshalb keine Reaktionen hervorrufe, „weil kein Empfangsapparat in den Menschen vorhanden ist oder wir die Welle nicht finden, auf den er reagiert“. Der Abschied vom katholischen Milieu, das belegen diese wenigen Sätze, hatte schon lange vor dem Konzil begonnen und darf diesem deshalb nicht einfach auf die Rechnung gesetzt werden.

Euphorie und Ernüchterung

Als Anfang 1962 der Eröffnungstermin für das Konzil bekannt gegeben wurde, baute sich langsam eine gewisse Erwartungshaltung in Klerus und Kirchenvolk auf. So widmete sich der steirische Diözesanklerus auf den Frühjahrspastorkonferenzen dieses Jahres der Frage, auf welche Weise man die Gläubigen geistig auf das Konzil vorbereiten könne. Die steirische Kirchenzeitung „Sonntagsblatt“ startete eine Arti-

kelserie „Zwischen Synode und Konzil“, die in lockerer Folge einer Reihe von Laienchristen Gelegenheit bot, aus ihrer Sicht wichtige Themen anzusprechen. Der entscheidende atmosphärische Umschlag erfolgte jedoch erst mit dem Beginn des Konzils selbst. Das Interesse an den Vorgängen in Rom war enorm und steigerte sich noch, als erkennbar wurde, dass sich die „Konzilsväter“ weitgehend über die in den Vorbereitungskommissionen erarbeiteten Schemata hinwegsetzen würden, um selbst Einfluss auf den Kurs und die Inhalte der Kirchenversammlung zu nehmen.

Während Bischof Schoiswohl in der ersten Tagungsperiode das Interesse der steirischen Katholiken an authentischen Informationen aus Rom noch unterschätzt haben dürfte, brachte das „Sonntagsblatt“ seit Beginn der zweiten Tagungsperiode im Oktober 1963 laufend ausführlichere Situationsberichte des steirischen Oberhirten, die persönliche Eindrücke enthielten und Einblicke „in die inneren Entwicklungen“ auf dem Konzil gewähren sollten. Mit diesen Artikeln sowie einer ganzen Reihe von öffentlichen Vorträgen versuchte Schoiswohl einen Beitrag zur Popularisierung des Konzilsgutes zu leisten. Dabei nahm er schon vor dem Abschluss der Kirchenversammlung eine durch die allgemeine Euphorie überlagerte Verunsicherung im Kirchenvolk wahr. In seinem Vortrag „Konzil – Ende oder Anfang“ im Jänner 1965 setzte sich Schoiswohl mit der Frage auseinander, wie das Zweite Vatikanum als „Zeugnis der heutigen Zeit“ nun tatsächlich zu bewerten sei. „Bedeutet dieses Konzil einen neuen Anfang für die Kirche oder ist es nur ein Versuch, noch eine Illusion von Leben vorzutäuschen, das in Wirklichkeit dem Untergang geweiht ist? Von nicht wenigen Gläubigen wird die Frage gestellt: was hat angesichts der beabsichtigten Reformen noch Bestand? Was gilt überhaupt noch, wenn jahrhundertalte Gepflogenheiten und Auffassungen jetzt ein anderes Gesicht bekommen? Stürzt nicht unter den Händen von Neuerern das ganze alte, aber imposante Gebäude der Kirche in sich zusammen?“



Der Generalsekretär der Katholischen Aktion, Hermann Schaller (2. v. r.), und sein Vorgänger Josef Krainer (Mitte) besuchen im November 1962 die steirischen Konzilsväter Bischof Josef Schoiswohl und Weihbischof Leo Pietsch in Rom. Rechts im Bild der Kirchenrechtler Hans Heimerl. (Foto: Sonntagsblatt für Steiermark).

⇒ Fortsetzung Quart 2/2012